

I.

Auf der ersten Tagung der einflussreichen Gruppe »Poetik und Hermeneutik« 1963 geht es um »Nachahmung und Illusion« (Blumenberg et al. 1964). Das Referat von Hans Blumenberg über »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans« eröffnet eine spannende Kontroverse mit kühnen Hypothesen zum Erzählen und zur Kunst überhaupt. Der Roman – so Blumenberg – modelliert nicht nur *die*, sondern entwirft *eine* Welt und ist damit dynamisch bezogen auf die »Erweiterung des Bereiches des Menschenmöglichen« (Blumenberg et al. 1964: 19, 27). Henrich geht einen Schritt weiter: Der Mensch ist immer in Aneignung von Welt begriffen, weshalb er differenziert, »dass Kunst nicht eine Weise dieser Aneignung [...] ist, sondern die Darstellung der Aneignung selbst«. Wie aber kann Kunst dieses Prinzip des Weltverhaltens darstellen? Jedenfalls nicht »aneignend«, sondern irgendwie durch »die Bewegung, in der Subjektivität sich selbst zu explizieren sucht, aus ihrem Ursprung« (Blumenberg et al. 1964: 225). Blumenberg stimmt dem zu und verweilt bei dem Gedanken, dass ästhetisch – irgendwie, aber wie? – die Produktivität der Subjektivität (»die eigene transzendente Potenz«) erweckt wird (Blumenberg et al. 1964: 227). Dies erinnert an die kühnsten Spekulationen über Kunst eines Novalis, und man hofft auf Erklärung, Fundierung, Systematisierung. Hier – am Höhepunkt – bricht die erste Diskussion ab. Sie wird später wieder aufgenommen, und Blumenberg orientiert erneut:

»Der Roman beansprucht Ungeheuerliches: die Vergegenwärtigung von Realität, ja eine Totalität von Realitäten, ohne Inanspruchnahme der Sinnlichkeit und mit Mitteln, die weniger dazu geeignet sind als die anderen Künste, nämlich mit bloßen Bedeutungs- und Zeichenmitteln. Der Roman ist eine Gebrauchsanweisung für die Setzung von Wirklichkeit, die dem Leser zugemutet wird und seinem ästhetischen Bedürfnis entspricht. Der Autor *verweist* nur auf die Realität, zu deren Konstitution er die Anweisungen gibt; aber er bürgt auch für das, worauf er die Anweisung (im Sinn von *Schatzanweisung*) ausstellt« (Blumenberg et al. 1964: 224).

Die Idee der ästhetischen Gebrauchs-, Handlungs- und Schatz-, Vermögens- und Talent-Anweisung ist für meine Überlegungen zentral. Sie ist eine Variante des Gedankens von Humboldt, dass Kommunikation nicht Austausch von Informationen, sondern wechselseitiges Erwecken von Vermögen ist¹. Dem steht jedoch im Grunde Blumenbergs erste These entgegen: Das zeichenhaft vermittelnde Erzählen sei *weniger* geeignet zur Vergegenwärtigung von Welten

¹ Meine früheren Versuche, über Humboldt Bachtins »dialogisches Prinzip« angemessen zu entfalten, sind mit Jürgen Trabants scharfsinniger Entfaltung des Energeia-Gedankens für die Sprache als »Über-Ein-Stimmungs-Kraft« überholt (Trabant 1986).

– historischen oder möglichen – als die anderen Künste, weil die Sinnlichkeit nicht in Anspruch genommen würde. Ja, der Roman verausgabte sich geradezu in der Mühe, die »Realität seiner Realitäten« zu evozieren, so dass für deren »Gehalt« gleichsam keine Kraft mehr übrig bleibe – und zwar weder beim Autor noch beim Leser. Ist der Roman nicht doch sinnlich, z. B. über Rhythmus und Tonalität, fragt ein Diskussionssteilnehmer (Diekmann)? Nein, lautet die Antwort Blumenbergs, dies ist für das Drama spezifischer. Der Kenner des 18. Jahrhunderts wehrt sich: Warum wird dann der Roman als so gefährlich eingestuft, warum verführt er, warum wird er so scharf zensiert? Typischerweise unterbleibt die Antwort. Stattdessen: »Ein Beweis für die fehlende Sinnlichkeit des Romans scheint seine Illustrationsbedürftigkeit zu sein.« Hier kommt Jauß zu Hilfe: »Der ganze Effekt seiner Romane sei verloren [behauptet Flaubert zu Recht], wenn er illustriert werde. Darin bestätigt sich der spezifische Anspruch des Romans, Sinnliches zu vergegenwärtigen ohne Inanspruchnahme der Sinne.« Doch die Vorfreude, dass nun die Erweckung aller Vermögen des Lesers im Roman gefeiert würde, verkehrt sich sofort ins Gegenteil, denn Jauß fährt fort: »Die Rezeption des Romans ist dem Leser zudem nur möglich durch Abkapselung von seiner eigenen Wirklichkeit. Die Realisierung der Wirklichkeit des Romans negiert die Lebenswirklichkeit des Lesers« (Blumenberg et al. 1964: 245).

Damit war zwar im Prinzip der Weg geöffnet, die Steuerung im »Akt des Lesens« (Iser) und die Zeichenhaftigkeit des »Lector in fabula« bzw. »Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten« (Eco) zu erforschen, doch wurde diese von Anfang an nur im Hinblick auf die dargestellte, bedeutsame Welt, auf *Mimesis* beachtet. Die »Lebenswirklichkeit« des Lesers und insbesondere seine historische Subjektivität werden ausgeklammert. »Leerstelle« (Iser) und »Öffnung« (Eco) in Texten sind die wichtigsten Mittel, den Leser kognitiv zu beteiligen:

»[...] die Aktivität der Mitarbeit, durch die der Empfänger dazu veranlasst wird, einem Text das zu entnehmen, was dieser nicht sagt (aber voraussetzt, anspricht, beinhaltet und miteinbezieht), und dabei Leerräume auszufüllen und das, was sich im Text befindet, mit dem innertextuellen Gewebe zu verknüpfen, aus dem der Text entstanden ist und mit dem er sich wieder verbinden wird. Als kooperative Bewegung, die – wie dann Barthes gesagt hat – die Lust (und in besonderen Fällen die Wollust) am Text hervorbringt« (Eco 1987: 5).

Bei Eco überzeugen die theoretischen Argumentationen zu Peirce mehr (s.u.) als seine praktischen Beispiele, die dem Leser kaum mehr an zeichengelenkter Tätigkeit zugestehen als das Einsetzen von Gewusstem. Hier hilft Gumbrecht weiter, der früh Isers System von »Instruktionen« für den Leser fruchtbar zu machen sucht (Gumbrecht 1977). Eine Studie mit J. Müller über Balzac (Gumbrecht / Müller 1980) zeigt zuerst, wie ein Text Alltags-, Bildungs-, Spezialisten- und Metawissen abrufte bzw. evoziert (»Erzählebene«), sodann auf einer zweiten Ebene den Leser zu komplexeren Fragen bringt (»Protagonistenebene«) und ihn schließlich

stimuliert, provoziert oder gar suggestiv zwingt, komplexe Formen des Wissens zu erinnern, zu kombinieren, abzugrenzen und schließlich aus eigener, noch nicht lexikalisierter Erfahrung neue Wissens Elemente zu bilden («Systematisierungsebene«, Gumbrecht / Müller 1980: 350-367)². Was hier noch nach einfacher Selektion und Kombination von notwendigen Wissens Elementen aussieht, die der Text zu erstellen aufgibt, hat gleichzeitig eine spezifische Gestalt. Gumbrecht / Müller erwähnen eher aus Versehen und nebenher, was jenseits des stereotypen »Abrufens / Evozierens« von Wissen geschieht. Was »tut« der Text mit dem Leser nicht alles, wenn man die Ausdrücke zusammenstellt, die sie auf drei Seiten bei der Beschreibung eines ganz einfachen kleinen Romans gebrauchen: Er legt Perspektiven nahe, überrascht, gibt Schlüssel, lässt erwarten, weckt Interesse, macht nicht-visuelle Wahrnehmungen vorstellbar, evoziert Bilder der Physiognomie, stellt eindeutige Interpretationen des Helden in Frage, drängt Zweifel an der Ehrbarkeit von Damen auf, lässt unzureichend empfinden, beunruhigt, weckt Fragen nach Identität, befriedigt nicht gänzlich das Rezeptionsbedürfnis nach Klärung, erinnert an Stellen, bereitet den Leser auf intertextuelle Parallelen vor, erweckt und bestätigt einen Verdacht, zwingt zur Vermutung oder mit etwas zu rechnen etc. (Gumbrecht / Müller 1980: 372-5). Offenbar geht es darum, dass neben dem Verstand (Erkenntnisvermögen mit Antizipation und Erinnerung) auch das Gefühl (von Lust und Unlust, Zweifel und Beruhigung) und vor allem der Wille (Begehrungsvermögen: Neugier, Interesse, Lust auf Wissen) aktiviert werden. Genau darum kümmert sich Literaturwissenschaft kaum, und zwar u.a. deshalb, weil es sich dominant um Gefühle oder emotiv getragene innere Verhaltensweisen handelt; diese – so ist die unausgesprochene Prämisse – seien subjektiv bzw. individuell, nicht objektivierbar und deshalb nicht Gegenstand von Wissenschaft. Dass dies eine falsche Alternative ist, hat Bachtin bereits 1930 nachgewiesen:

»Diese Art von Verständnis ist von Grund auf falsch. Das Korrelat von ›gesellschaftlich‹ ist ›natürlich‹, womit nicht das Individuum als Persönlichkeit, sondern das natürliche biologische Lebewesen gemeint ist. Das Individuum als Besitzer der Inhalte seines Bewusstseins, als Autor seiner Gedanken und als für seine Gedanken und Wünsche verantwortliche Persönlichkeit ist ein rein gesellschaftlich-ideologisches Phänomen. Deswegen ist der Inhalt der ›individuellen‹ Psyche seiner Natur nach ebenso gesellschaftlich wie die Ideologie selbst, wobei der Bewusstseinsgrad ihrer Individualität und ihrer inneren Gesetze historisch und gänzlich von soziologischen Fakten bedingt ist. Jedes Zeichen ist sozial als solches, das innere Zeichen nicht weniger als das äußere« (Bachtin 1975: 85).³

² Ähnlich das Modell bei Grivel, Stierle und Warning im gleichen Band über Balzac (Gumbrecht / Stierle / Warning (Hg.) 1980).

³ Abstrahiert man von der radikalen Formulierung, dann wird deutlich, dass er aus einer Tradition spricht, die »interaktionistisch« zu nennen ist. Bachtin könnte wie Popper feststellen, »dass gewisse Ähnlichkeiten zwischen den hier von mir entwickelten Gedanken und der ›Sozial-Theorie des Ichs‹ bei Hegel, Marx und Engels, Bradley und dem amerikanischen Pragmatiker G. H. Mead bestehen« (Popper/Eccles: 147).

Interessanterweise versteckt sich jedoch in den metaphorischen Bemerkungen zu dem, »was der Text tut«, das eigentlich Künstlerische. Dies ist – weil zeichenhaft – selbstverständlich sozial. Auf das dennoch »ganz subjektive« Moment kommen wir später (s.u. III.) zurück. Was als *Akt des Lesens* nicht mehr schien als Wissenskomplettierung, erweist sich unter der Hand als komplexe Partitur, nicht nur zielgerichtet zu handeln, sondern wahrzunehmen, entsprechend zu fühlen, sich vielfältig zu verhalten, auf alle möglichen Weisen mitzutun. Ich habe dafür den Begriff *Sympraxis* gewählt, einen Terminus von Novalis⁴, der die ganze Breite dessen umfassen soll, was zeichengelenkte Gemütsregung im Sinne Kants sein kann⁵. Das Gemüt – bis zum ausgehenden Mittelalter wird so begrifflich die Einheit von Ich (»self«), Geist und Seele erfasst – ist jenes energetische Zentrum, welches den Mut, den Willen, das Begehren zur Aneignung von Welt ausmacht. Das Wechselverhältnis zwischen Aneignung von und Eignung für Welt steht im Zentrum philosophischer, psychologischer und gehirnphysiologischer Forschung und bildet im Grunde auch die Basis jeglicher Ästhetik⁶.

II.

Die in den 1960er und 1970er Jahren entworfene Brücke zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft ist nicht weitergebaut worden, obwohl gerade theoretisch Interessierte wie Iser, Warning, Stierle oder Gumbrecht die Chancen der Pragmatik erkannten. Dasselbe gilt für die Semiotik. Linguistik und Semiotik widmeten sich früh jener Dynamik im »Inhalt« von Zeichen, die Peirce Interpretant nannte. Das Thema lautete bei Emile Benveniste bereits »L'homme dans le

⁴ Kritische Ausgabe Bd. IV: 261, wo er an Caroline Schlegel über seine »Symphysik mit Fridrich« Schlegel schreibt: »Fridrichs Beyfall – und Sympraxis ist mir gewiss.« Der Freund denkt nicht nur ähnlich, sondern produziert die Gedanken mit ihm, führt die Semiose weiter bzw. nach Maßgabe des Freundes zu Ende. An anderer Stelle notiert Novalis: »Unser Denken ist schlechterdings nur eine Galvanisation ... Alles Denken etc. ist also an sich schon eine Sympraxis im höheren Sinn«, und Novalis hebt selbst den Begriff hervor (III: 263). Der Begriff entspricht einem Programm, das Novalis noch weiter entwickeln wollte (II: 633).

⁵ Neben den verschiedenen Applikationen, die ich zu klassischen Autoren der Romania vorgelegt habe, findet sich eine breitere Darstellung und vor allem eine empirische Überprüfung an der teuersten Kommunikationsform – dem audiovisuellen Werbespot – in »Ästhetik der Werbung« (Kloepfer/ Landbeck 1991).

⁶ Einen Überblick gibt das Werk von Popper / Eccles, welches versucht, die dem Menschen spezifische Einheit dreier Welten nachzuweisen: die Welt 1 der physikalischen Gegenstände, die Welt 2 der subjektiven Erlebnisse und die Welt 3 mit den Erzeugnissen des menschlichen Geistes (Popper / Eccles 1982: 38 f. u.ö.); vgl. die verschiedenen Ansätze zu »Autopoesie« in Schmidt 1987.

langage« bzw. »De la subjectivité dans le langage« (Benveniste 1966, V. Teil, Kap. 19). Er zeigt, wie die Fundierung der Subjektivität im linguistischen bzw. semiotischen Status der Person verankert ist. Das Paradigma ist die Deixis. Das Personalpronomen und andere »zeigende« Fürwörter müssen auf den individuellen Sprechakt bezogen werden. Ausdrücke wie »ich«, »du«, »jene typischen Frauen«, »wir befinden uns hier tief unter dem damaligen Paris« stellen nicht nur die einfache Aufgabe der Konkretisierung der kommunikativen Situation, sondern auch nach Sprechinstanzen und fordern damit vom Hörer oder Leser eine enorme Mitarbeit. Karl Bühler (1930) hat entsprechend die Deixis am Phantasma als Mittel erörtert, die konstruktive Phantasie des Gegenübers zu stimulieren⁷. Analoges gilt für das Zeit- und Modalsystem und ihre narrative Nutzung. Was leistet man nicht allein bei einem solch einfachen Satz wie »Er fühlte, nein glaubte zu spüren, dass dies traumhafte Frühsommerwetter jener Frau gut tun könnte, an die er gerade dachte.« Immer muss das Gegenüber aus der Situation schließen, Implikationen bedenken [...] Präsuppositionen im Bewusstsein haben. Kurz: Es muss eine Fülle von Handlungen interpretatorisch vollziehen, um zu verstehen. Der Erwerb dieser Kompetenz ist ebenso notwendig wie die phonologische, grammatische oder semantische. Sie ist komplexer, wird später erworben, ist deshalb weniger automatisierbar, und dennoch hat sie keinen anderen Status als das, was man üblicherweise sprachliche Kompetenz nennt (mit der kommunikativen, der interaktionellen, der taktisch-rhetorischen etc.)⁸. Mit Sympraxis bezeichnen wir jedoch nicht nur diese eng linguistischen Formen des zeichengesteuerten Mitverhaltens und -handelns, sondern vor allem solche, die darüber hinausgehen und gegenüber der Bedeutungszuweisung autonom werden.

Erst wenn wir demnach verstanden haben, wie außerordentlich umfangreich bereits jenes Mithandeln ist, welches zu beschreiben die Aufgabe der Linguistik ist, und wenn wir verstehen, dass über die Sprache bzw. über die mit ihr aktualisierten sonstigen Zeichensysteme alle möglichen sozialen, psychologischen, juristischen etc. bis hin zu kriminalistischen Kompetenzen aktiviert werden können, kann der Status der Sympraxis deutlich werden. Wir müssen, um dies wohl fundiert zeigen zu können, nochmals einen Schritt zurückgehen. Eco (1987: 20 ff.) weist

⁷ »Die psychologische Kernfrage lautet also, wie ein derartiges Führen und Geführtwerden am Abwesenden möglich ist [...]. Wir sprachen bisher völlig naiv von einem gemeinsamen Wahrnehmungsraum als einer Ordnung, in welcher alles beisammen ist: Zeigeobjekt, Sender und Empfänger der Zeiganweisungen, und worin sich die beiden Kontaktpartner harmonisch-sinnvoll benehmen. Das Ineinanderspielen, die Harmonie dieses Benehmens ist nicht so ganz selbstverständlich ...« (Bühler 1965: 125).

⁸ Im *Lexikon der Germanistischen Linguistik* (Althaus et al. (Hg.) 1980) wird ein erster Aufriss dieser vielen Kompetenzen gegeben, der jedoch in verschiedenen Einzelstudien inzwischen wesentlich vertieft worden ist.

nach, wie die Rahmen («frames« bzw. bei Peirce »grounds«) sowie die Ko- und Kontexte Instruktionen zur semantischen Vereindeutigung, Präzisierung und inhaltlichen Expansion eines Semems sind. Oftmals gilt entsprechend umgekehrt, dass Rahmen, Ko- und Kontexte zur semantischen Auflösung, Ambiguisierung und zu all dem dienen, was Bachtin als Polylog in Jahrzehnten erarbeitet hat. Es ist leicht zu zeigen, dass im Dekonstruktivismus gerade diese Bedingungen jeglicher Kommunikation übergangen werden. Ein aus dem sozialen Rahmen, aus seinen selbst gesetzten Bedingungen, aus Ko- und Kontext isolierter Text ist in seiner Bedeutung selbstverständlich ebenso beliebig wie »das Ding da« oder »jener Sonntagnachmittag« oder »Sie kritischer Leser aus dem Jahr 2000«⁹.

»Die semiotischen Grundlagen der textuellen Mitarbeit« sind – wie Eco in mehreren Kapiteln zeigt – auch beim einfachsten, eindeutigsten Begriff unabdingbar. Er referiert mit Peirce, wie wir zur Bedeutung von dem Einfachsten, beispielsweise einem Element wie Lithium, kommen (Peirce 1967: 2.330). Zur Definition dieses Elementes muss man gleichzeitig eine mehr oder weniger große Enzyklopädie erstellen (Wissen abrufen, Bedeutungselemente kombinieren) und damit operativen Vorschriften genügen und sie mehr oder weniger mental selbst vollziehen (sich also letztendlich wie der Chemiker verhalten, der die definierenden Handlungen zur Konstitution des bedeutenden Wirklichkeitsausschnittes geleistet hat). Die Bedeutung eines Zeichens ist diese mögliche Handlung, genauer: die in einer Gewohnheit («habit«) niedergelegte Möglichkeit, sie zu leisten.¹⁰

Kodes sind gleichsam die oberflächliche Erscheinungsform der gewohnheitsmäßigen Verhaltensdispositionen. Am oberflächlichsten sind die wissenschaftlichen Beschreibungen dieser Kodes. Während die Blickrichtung bis zu Greimas und seinen unzähligen Nachfolgern auf immer höhere Abstraktionen gerichtet war (am liebsten auf »Universalien«), haben andere Forscher umgekehrt versucht, im Sinne des Pragmatismus das »Gewöhnliche« und die Gewohnheit zu entdecken. Statt vom Erzählen zur »Logik« geht diese Tradition zu den grundlegenden Pragmata und zu dem, was zwischen Peirce' »habit« und Bourdieus »Habitus« liegt. Texte sind »ein Produkt, dessen Interpretation Bestandteil des eigentlichen Mechanismus der Erzeugung ist« (Eco 1987: 65). Semantische, grammatische, pragmatische und alle

⁹ Vgl. die Übersicht zur »Theory of Reading« von Shepherd, der zu Recht betont, dass die meisten der Diskussionen, die von Derrida oder de Man stimuliert wurden, von Fragen ausgehen, die Bachtin sich seit den dreißiger Jahren ausgedacht hatte; zum Verhältnis Peirce vs. Derrida weist Barnouw nach, dass Peirce nicht so einfach als Dekonstruktivist zu vereinnahmen ist, dass es eben nicht nur um das vielzitierte »movement of signification« geht und dass Peirce nicht wie Derrida selbst eine reine phänomenologische Position einnimmt.

¹⁰ Vgl. Klopfer 1985 und die Kritik von Beisel / Kalaga 1990.

sonstigen semiotischen oder kommunikativen Regeln sind Mittel der Verhaltenssteuerung. Es gilt jedoch, dass wir meist mehr die Regeln *sind*, als dass wir sie *haben* (oder sie gar theoretisch angemessen beschreiben könnten). Peirce' Begriff vom Interpretanten als virtueller Handlung geht *nicht* davon aus, dass der Habit (Peirce 1967: 5.487) zur *bewussten* oder *gar reflexiven* Durchführung der Regel, des Gesetzes, der Vorschrift, der semantischen, pragmatischen oder sonstigen Instruktion führen muss (Peirce 1967: 1.615, Eco 1987: 44). Dies gilt für das Signifikat eines Begriffs wie »Zeit« – im Sinne der »Bekenntnisse« des Augustinus – wie für die Gewohnheit, aus Prämissen argumentativ bestimmte Schlussfolgerungen zu ziehen, oder andere hochkomplexe und unbewusst vollzogene Handlungen (Eco 1987: 38, nach Peirce 1967: 1.559)¹¹. Ebenso schwer wie die Rekonstruktion des historischen Alltagswissens ist die des Alltagsverhaltens und der beiden zugrunde liegenden »habits / habitus«. Kulturanalyse bzw. -anthropologie, -geschichte oder -semiotik muss sich jedoch genau dieser umfassenden Aufgabe stellen.

Wir unterscheiden heuristisch und extrem vereinfachend die Wiedererkennung (oder Erstellung, Erinnerung) einer Signifikation als *Bedeutung* von der produktiven Aktivität selbst, die wir *Sinn* nennen. Linguistisch und semiotisch arbeitete Bachtin seit den 1930er Jahren daran¹². Für ihn ist *Thema* die Einheit einer Bedeutung mit einem Sinn (Bachtin 1975: 83 ff.). Für die Erzähltheorie setzten Labov / Waletzky 1967 gleich zu Anfang die empirisch sauber begründete These, dass eine Geschichte (d.h. eine Handlungsstruktur als Bedeutung) keine Erzählung und damit unvollständig ist, wenn sie nicht gleichzeitig einen Sinn vermittelt. Man hat die Bedeutung verstanden und fragt »So what? Na und?«, weil man wissen muss, wie man zu reagieren hat, was der Sinn ist, was man hätte tun sollen, wertend, zuordnend, lachend, weinend, gehorchend oder reflektierend. Es ist evident, dass jeder Leser dies auch spontan weiß, [...] so wie Gumbrecht / Müller neben der Bedeutung der von ihnen analysierten Erzählung Balzacs eine Sympraxiskette erstellten, die nicht zufällig an die narrativen Bedeutungsstrukturen von Propp oder eben Labov / Waletzky erinnert: von Identifikation mit dem Helden zu Zweifeln an seiner Tugend, zur Überzeugung, dass der Held doch wertvoll ist, und zur Befriedigung in der erneut gesicherten Lebenswelt. Eine Erzählung ist die Verbindung einer Bedeutungs- mit einer

¹¹ Ich bin dieser Frage einmal im Hinblick auf reflexiven Progress und intuitiven Regress nachgegangen (Kloepfer 1985) und mehrmals bei der Untersuchung des Wechselverhältnisses von Theorie und Darstellung intuitiven Verhaltens durch Dichter (Diderot (Kloepfer 1990a), Christa Wolf (Kloepfer 1990b)).

¹² Vgl. die unter dem Namen von Volosinov publizierte Schrift von Bachtin (zit. nach dt. Bachtin 1975) und die Sammlung, die Todorov unter seinem Namen 1981 herausgab.

Sinngeschichte. Sie ist die Einheit einer Welt (Mimesis) mit einer Erfahrung (Sympraxis) durch den Diskurs.

Wenn demnach auch die Bedeutungskonstitution im Grunde durch eine Anweisung erfolgt, dann muss man die Valuta kennen, die Währung, das Wertsystem mit seinen Klauseln, seinen Glaubensakten (Krediten) und den Orten neuer Festsetzung (Börse, Markt oder ein sonstiges Forum):

»[...] il est impossible de comprendre une expression concrète sans être familiarisé avec sa valeur, sans comprendre l'orientation et l'appréciation qu'on en fait dans l'environnement« (Todorov 1981: 47).

Die Sinn-Anweisung – um auf die glückliche Formulierung von Blumenberg zurückzukommen – ist deshalb Talent-, Schatz- oder Vermögensanweisung, weil der Text tatsächlich die Möglichkeit bietet, die eigenen Anlagen und Kompetenzen zu aktivieren oder gar zu entwickeln. Der Sinn eines Textes ist ein ebenso mächtiges wie meist verstecktes Kapital. Damit es keine Missverständnisse gibt: Nur im Grenzfall ist Bedeutung ohne Sinn oder Sinn ohne Bedeutung denkbar; selbst mathematische Zeichen, welche die eindeutigste Sympraxis ermöglichen und nur Anweisung für mentale Handlungen zu sein scheinen, ohne Inhalt, haben wohl einen Rest an Bedeutung, und im höchstwissenschaftlichen Lexikoneintrag impliziert die Bedeutung den Sinn wissenschaftlichen Verhaltens.

Roland Barthes hat den Gegensatz, den wir mit Bedeutung und Sinn zusammengefasst haben, parallelisiert mit dem von Logik und Rhetorik. Der Ursprung der Rhetorik liegt in Prozessen, in denen es handfest um Besitz geht, also um ein Handeln:

»Il est savoureux de constater que l'art de la parole est lié originairement à une revendication de propriété, comme si le langage, en tant qu'objet de transformation, condition d'une pratique, s'était déterminé non point à partir d'une subtile médiation idéologique [...] mais à partir de la socialité la plus nue, affirmée dans sa brutalité fondamentale, celle de la possession terrienne ... « (Barthes 1970: 176).

Natürlich gibt es erst Ver-Mögen als das, was ein Subjekt potentiell vermag, und dann die ökonomischen Fakten. Die »brutalité fondamentale« wird von Barthes stark ideologisch verkürzt gesehen. Dennoch verweist er auf etwas Wichtiges, wenn er ausführt, dass Tropen (d.h. »Wendungen«) und »Figuren« nichts anderes sind als Bewusstseinsbewegungen aufgrund ganz präziser Vorschriften: Bei der Periphrase verkürzt man das »Gott-sei-bei-uns«; bei der Synekdoche erweitert man das Teil zum Ganzen; bei der Litotes und der Hyperbel reduziert man das Superlativische; die Metapher zwingt zu übertragen und lässt geistig eine Brücke schlagen; die Ironie zwingt dazu, die »falsche« und »verkehrte« Rede auf die Füße der Eigentlichkeit zu

stellen. Die »Wendungen« haben den Sinn jener Handlungen, die wir zu tun gezwungen werden, wenn wir zur Bedeutung kommen wollen. Oftmals – wie bei Mangel an Worten oder Begriffen – ist jedoch die Anweisung der metaphorischen Wendung nicht einfach durch das Gemeinte zu ersetzen. Hier haben wir den wichtigen Grenzfall, dass der Sinn als Weg zu einer Bedeutung beschränkt wird, der erst im Laufe der Zeit zu einer Einsicht führt, die dann als Bedeutung konstruiert und in Wissenschaften systematisiert werden kann. Diesen Prozess, der im Zentrum von Kreativität steht, haben Dichter immer wieder thematisiert (Kloepfer 1985, 1986, 1990b). Die Metapher als Modell wirkt jedoch als Sinn auch dann noch weiter, wenn die entsprechende Übertragungsgewohnheit scheinbar nichts mehr vom ursprünglichen Sinn aufweist (Lakoff / Johnson 1980). Wie im Mythos erhält sich der Sinn der Metapher jenseits des Oberflächengekräusels reflektierbarer Bedeutungen. Die Figuren kann man als eine der vielen Formen der Ikonisierungen des Gemeinten mit Bewusstseinsbewegung bezeichnen: Die Klimax macht Aufgipfelung erfahrbar, der Reim und viele ähnliche Figuren (»figura etymologica«, »reflexio«, »enumeratio«) ermöglichen semantische Snn-Spiele, die Eklipse lässt ergänzen und der Gemeinplatz tut so, als wären wir argumentativ immer zu Hause.

Gehen wir einen kleinen Schritt weiter. Jede Figur bzw. Wendung ist potentiell ein Sinn, so wie eine bestimmte Art des Ansehens (ein Herabsehen z. B.) gestuell Sinn macht (z. B. als Missachtung). Der unmittelbare Sinn kann demnach weitergeführt werden zu einem umfassenderen. Bedeutungen und Sinne werden jeweils und gemeinsam verknüpft, verwoben, vertextet. Die Ambiguität beispielsweise kann als zweifelhafte Wendungsform genutzt werden, die – verbunden mit einem sensiblen semantischen Feld – dem etwas gewitzten Leser einen zusätzlichen Effekt gibt:

»Carlo schläft zweimal in der Woche mit seiner Frau. Luigi auch.«

So wie der semantische Kontext – die Anspielung auf eine Dreierbeziehung – den Witz der Ambiguität ausmacht, so kann – wie Eco mit dem Beispiel nachweist (Eco 1987: 110 f.) – die »Topic« bis hin zu den Regeln einer möglichen Welt gehen, die man kennen muss, um etwas zu verstehen. Die Regeln des zeichengesteuerten Verhaltens (Sympraxis) müssen demnach klar sein, wie die der Signifikation (Mimesis). Die alte Rhetorik wusste wohl, dass die Auswahl aus dem Repertoire der Mimesis (in der *Inventio*) und die Art der Vertextung, d.h. der Anordnung in Redestrom bzw. -verlauf (in der *dispositio* bzw. dem *Diskurs*), für die Effekte und Affekte wichtig sind. Strategisch entsprechen sie durch Vorwegnahme möglicher Reaktionen der fundamental sozialen Konzeption von Zeichengebrauch. Dies gilt insbesondere für die sprachliche oder semiotische *Mikrostruktur*, welche an der Textoberfläche und im Kurzzeitgedächtnis den ersten Eindruck macht und der die *elocutio* gewidmet war. Der Stil prägt sich nicht nur mit Tropen und

Figuren ins Bewusstsein ein, sondern mit allem, was die zugrunde liegenden Vermögen stimuliert [...] Womit wir endgültig beim Erzählen wären.

Es kann jetzt nicht darum gehen, einzelne narrative Gattungsformen als Regelsysteme zu beschreiben, die festlegen, wie die Triade der Teilsysteme von Diskurs, Mimesis und Sympraxis geordnet ist. Erstmals wurde dies von André Jolles 1930 versucht. Nimmt man Vladimir Propps Bücher zum Märchen, so wird deutlich, dass auch er die drei Dimensionen des Erzählens erfasst. Nichts liegt diesen »Morphologen« ferner als die Reduktion auf logisch-semantische Tiefenstrukturen der Mimesis, wie sie die Semiotik der Schule von Paris unternimmt. Eco wehrt sich mit guten Gründen gegen einen Strukturalismus, der mit Lévi-Strauss sagt: »Was ein Kunstwerk zu einem Kunstwerk macht, ist nicht, dass es offen, sondern dass es geschlossen ist« (Caruso 1969: 81 f.). Es sind ganz unterschiedliche Typen von Sympraxen zu unterscheiden. Alles, was an Mitwahrnehmen, Mitfühlen, Mithandeln, Mitdenken etc. nachweisbar ist, kann gesellschaftlichen Verhaltenssystemen zugeordnet werden und hat als Wert ethische Dimensionen, wie das die Katharsis (Aristoteles) oder beispielsweise die Imitation der Legende (Jolles) zeigen. Ähnlich wie verschiedene Formen der Auffüllung von Leerstellen unterschieden werden können (Kloepfer 1979), müsste man auch zwischen solchen des Erinnerns, Antizipierens, Vorstellens etc. differenzieren. Prinzipiell gibt es erstens solche Sympraxen, die den Text zusammen mit Redundanzen, Überstrukturierungen, autodidaktischen Verfahren oder Metatexten absichern gegen den Verfall von Verstehensvoraussetzungen in Raum und Zeit, also Sicherungen (Eco 1987: 66). Sodann gibt es die entgegengesetzten Sympraxen, welche die historisch bedingte Überdeterminierung von Bedeutungs- und Sinnsystemen angreifen, also Verunsicherungsformen beinhalten, und denen sich die interessantesten Dekonstruktivisten gewidmet haben; hierbei wäre jedoch darauf zu achten, dass Bedeutungsdekonstruktion mit Sinnkonstruktion gepaart werden kann¹³. Interessant wird die Fragestellung jedoch erst, wenn ein strategischer und oftmals rhythmischer Wechsel von Verunsicherung, Gewinnung neuen Sinns, Sicherung als Bedeutung versucht und somit eine komplexe Sympraxisgestalt verwirklicht wird, mit der wiederum als Material gearbeitet werden kann. Erst im Prozess solch komplexer Ko-Autorschaft¹⁴ sind neuer Sinn und nachfolgende neue Bedeutung denkbar.

¹³ Den ersten Nachweis solcher Gegenläufigkeit führen Kloepfer / Oomen 1979, allerdings gelingt nur bei einigen Gedichten wie *Dévotion* der eindeutige Nachweis, wie dekonstruierte Bedeutung Material für neukonstruierten Sinn ist.

¹⁴ Vgl. Sartres Definition von Literatur, die auf diese Ko-Autorschaft und -Produktivität zielt. Ähnlich, wenn auch systematischer und mit mehr historischem Material, geht Bachtin vor. Er fundiert die Offenheit der Literatur auf Dialogizität (Bachtin 1979: 232 f.) und korreliert die vom Leser aktualisierte Enzyklopädie mit dessen Lust an der Ko-Autorschaft (Bachtin 1979: 192, 152 u.ö.). Seine Definition der »Eigenart der

Es ist viel zu früh für eine Typologie von Sympraxen. Sie müssten nämlich immer sorgfältig linguistisch bzw. semiotisch definiert werden. Man müsste mit den Sicherungen beginnen. Die ersten Orientierungsangebote sind als Absicherungsstrategien an allen »Schwellen« angebracht, wie Gérard Genette nachgewiesen hat. Diese »Paratexte« begleiten das Werk, sichern es ab und ermöglichen ein Spiel mit Ver-, An- und Zumutungen: der verlegerische Peritext (Format, Reihe, Umschlag, Bilder, Titelseite, Satz etc.), die Indikation durch den Autor, den Titel, die Zwischentitel (Absätze, Hervorhebungen, Kapiteileinteilung etc.), Klappentext, Vorworte, Nachworte, Widmungen, Motti, Anmerkungen bis hin zu den Epitexten (Selbstanzeige, Interview, Gespräche). Diese Führungs- und Verführungsmittel werden ihrerseits seit Beginn des modernen Romans (Cervantes, Rabelais, Sterne) zu komischen Zwecken missbraucht. Dies zeigt, dass sie schon damals teilweise automatisiert waren. Ähnlich sichern Wiederholungen, Variationen, Mehrfachkodierungen ab, wenn vom Leser die gleiche Leistung auf verschiedenen Wegen abverlangt wird. Autodidaktische Verfahren (Kloepfer 1975) lehren den Leser vor allem an Schlüsselstellen wie der Exposition, welche Welt mit welchen Gesetzen und welchen Kodierungen vorgeführt wird. Intertextuelle Verweise sagen ihm, dass er sich dem Text gegenüber entsprechend einem bekannten Modell verhalten soll. Metadiskurse können dies auch noch explizieren. Identifikationsfiguren können die Leserarbeit präfigurieren oder nachträglich bestätigen.

All diese strategischen Verfahren, welche die Sympraxis absichern, werden von solchen überlagert, die Iser aus der angloamerikanischen Tradition mit »good continuation« zusammengefasst hat. Wir sehen den Kuss, die Kalenderblätter fallen ab, und darum wundert es uns nicht, wenn im nächsten Bild gerade das Kind geboren wird. Das Gesetz, wonach der Rest dazugedacht werden muss, kann unterschiedlichen Status haben. Es beruht auf der anthropologischen Universalie, die Peirce den Rate-«Instinkt« genannt hat, und wird von vielleicht abendländischen, sicher von epochalen und schließlich alltäglichen Bedeutungs- und Sinnbildungsverfahren geprägt. Das Erzählen ist hierbei das wichtigste Mittel der Bildung, Erhaltung und Transformation des beides umfassenden kollektiven Gedächtnisses.

III.

ästhetischen Form« erliegt nicht der Versuchung, das Ästhetische mit der Sympraxis gleichzusetzen: »sie ist meine organisch-motorische, Wert und Sinn zuweisende Aktivität; und zugleich ist sie die Form des mir gegenüberstehenden Inhalts und seines Teilhabers (der Person, der Form ihres Körpers und ihrer Seele) ...« (Bachtin 1979: 151).

Zentral für das Erzählen als Einheit von Mimesis- und Sympraxisgeschichte ist die Formung im Diskurs. Lesend oder zuhörend und zusehend sind wir der spezifischen Strömung des Zeichenflusses ausgesetzt. Die heuristische Trennung in drei Dimensionen hat ihren guten Grund, den die Erzähltheorie schon immer gesehen hat. Die Welt der Mimesis hat ihre Gesetze, ebenso wie die Führung der Seele des anderen, die in der aristotelischen Poetik auf die umfassende Sympraxis der Katharsis angelegt ist. Die Struktur des Diskurses ist jedoch nicht nur einfache Verschlüsselung, Transmission, Übersetzung, Schnittstelle – oder wie technizistisch man das nennen mag – zwischen Außen(-Welt) und Innen(-Raum), sondern eine besondere Energieia. Dies übersehen viele verdienstvolle Autoren in der Nachfolge der deutschen morphologischen Schule, wie bspw. Genette oder Ricœur. Die diskursive Behandlung von Zeit, Ordnung, Perspektive ist mehr als die Abbildung eines Wirklichkeitsmodells in einer Psyche. Termini wie Einbildung, Darstellung, Repräsentation u.v.a. suggerieren eine Passivität, die im Gegensatz zur narrativen Ästhetik steht.

Der Leser wird wie das Kind gesehen, das ins Schlaraffenland des Erkennbaren kommen will und das sich leider durch den Breiberg der sprachlichen Mittel, der Erzählverfahren, der semiotischen Sonderleistungen und der Ergänzungen in der dargestellten Welt durcharbeiten muss. Je mehr Kompetenzen es erwirbt, je schneller es essen und verdauen kann, desto mehr muss es leisten, desto höher die Ansprüche des Erzählers. Nur so kommt es zur Frage: Warum nimmt der Leser all die Mühen auf sich? Sie ist jedoch so verkehrt wie: Warum steigt man auf den Berg, wenn man doch fahren kann? Ästhetische Theorien der Jahrhunderte haben eines gemeinsam: Sie verweisen darauf, dass die Wirkbarkeit, welche in einem Objekt angelegt ist, deshalb im Menschen besonders wirksam werden kann, weil dies einem tiefen Bedürfnis entspricht, einem Drang, einem Trieb, einer Notwendigkeit, einer Funktionslust oder wie die Bezeichnungen lauten mögen¹⁵. Ob dies sich als Nachahmung, Einfühlung, Abstraktion oder als sonstige innere Tätigkeit vollzieht, ist kontrovers, nicht jedoch die Steigerung eines grundlegenden Vermögens. Die Freude im Umgang mit Kunst hat immer etwas mit Eignung zu

¹⁵ Karl Böhlers gegen Freud gerichtete Fundierung des ästhetischen Genusses in der "Funktionslust" (Böhler 1978, s. Stichwortverz.) hilft zu verstehen, wieso ästhetischer Genuss zwar einerseits von Erkennen, Handeln und Arbeit getrennt ist (Jauß 1977: 56), und zwar durch die Interessellosigkeit, die Kant sorgfältig herausgearbeitet hat, gleichzeitig jedoch auf deren gemeinsames Fundament zurückgreift. Dies hatte Aristoteles am Beginn seiner Poetik wohl mit den Bemerkungen im Auge, dass die Lernlust ein ausgezeichnetes Wesensmerkmal des Menschen ist.

tun – sei es Aneignung (im Blick auf das, was über Kunst erfasst wird), sei es die Erfahrung des eigenen Vermögens (im Blick darauf, wofür ich selbst geeignet bin)¹⁶.

Die Formel vom »Selbstgenuss im Fremdgeuss«, in der Jauß die sorgfältig entwickelte Einheit von *poesis*, *aisthesis* und *katharsis* ballt, führt ihn zur Einsicht Mukařovskýs, dass die ästhetische Funktion als leeres Prinzip gerade darin besteht, außerästhetische Bedeutungen zu organisieren (166). Wenn nun Jauß mit einleuchtender Argumentation die Struktur dieses Genusses und seinen Wert im Hinblick auf »seine kognitive und kommunikative Leistung« erhellt (Jauß 1977: 51 u. ö.), so bleibt dennoch auch bei ihm der Eigenwert der spezifischen Praxis im Kunststungang diffus. Genau diesem dienen jedoch viele narrative Verfahren von der »erlebten Rede« bis zur Iteration einer Handlung oder Charakterisierung im Text, die wie ein Refrain gleich erscheint, jedoch vom Leser immer neu gefüllt wird. Man denke an das »C'était écrit là-haut« in Diderots *Jacques le Fataliste*¹⁷.

Es geht darum, die notwendige Einheit von gänzlich subjektivem und doch gleichzeitig zeichenhaft geführtem Verhalten nachzuweisen, auf die Novalis' Ausspruch zielt: »Je subjektiver, desto universeller.« Hierzu richten wir den Blick nicht auf die narrativen Verfahren, die als disjunktive Zeichen Sympraxiselemente zu Ketten und Netzen verknüpfen, denn dies würde hier zu weit führen, sondern gehen gleich zu den Ergebnissen und ihrer Struktur. Der Leser kann über eine poetische Beschreibung, eine notwendigerweise zu füllende Leerstelle¹⁸, temporale Inversionen oder vor allem verschiedene Bündelungen solcher Verfahren stimuliert werden, sich gleichzeitig tiefer auf den Text und auf sich und seine Vermögen einlassen. So lässt der Text sympraktisch

Wahrnehmungen machen ...

ordnen, antizipieren, textspezifisch erinnern [...]

ergänzen im Sinne der »good continuation« [...]

als falsch entlarven und durch Angemessenes ersetzen [...]

Perspektiven einnehmen [...]

erkennen und einander zuordnen [...]

¹⁶ Ich habe dies ausführlicher im Hinblick auf die vielen minimalen sinnlichen und semiotischen Leistungen in einer Arbeit 1988 entwickelt, welche versucht, der ästhetischen Kompetenz nachzugehen, die das Fernsehen nutzt.

¹⁷ Eine differenzierte Darstellung von solchen Sympraxisnetzen gibt I. Beisel 1990 für Romane von Diderot, Rousseau und Laclos und zeigt, wie der Umfang der Mimesis abhängig ist von der Tiefe der Sympraxis.

¹⁸ Die Differenzierung der Leerstellen Iusers (Kloepfer 1979) ist unabdingbar, wenn man die Subjektivität der Sympraxis trennen will von jener Beliebigkeit, die aus dekonstruktivistischer Perspektive als eine notwendige Folge erscheint (De Man 1982 und die Kritik von Culler 1982: 251 ff.).

wechselseitig ergänzen und ihren Mangel erfahren

im Hinblick auf eine konstruierbare neue erweitern [...]

Rollen übernehmen, ausspielen gemäß kühnster Phantasie [...]

ergänzen, komplettieren durch eine fehlende

als negativ erfahren, kritisieren, aktiv ablehnen

entwerfen nach seinem Geschmack

einen Habitus für die Dauer des Romans entwickeln und z. B. Literatur, Kunst oder Lebenssituationen zur Weiterführung suchen.

Nur wenn man hierbei bedenkt, dass das narrative Angebot auf Selbsttätigkeit und Selbständigkeit fundiert ist, ja einer Autarkie, die es lebensweltlich meist nicht gibt, versteht man die künstlerische Ambiguität von Führung und möglicher Verführung.

Dies führt für die Literaturkritik jedoch zu einer scheinbar paradoxen Situation. Wenn sich der Kritiker aus seinem Habitus, der Distanz, nicht auf den Text eingelassen hat und entsprechend dauernd Sympraxen verweigert, kann er nicht zu der Erfahrung kommen, die ihn den Text überhaupt angemessen realisieren lässt [...], oder er fühlt sich verpflichtet, sobald er »wissenschaftlich« schreibt, genau diese Subjektivität zu verdrängen. Es geht jedoch im Sinne der Autoren, die genau diese Grundlage des Erzählens thematisieren¹⁹, darum, theoretisch die Einheit, ja wechselseitige Abhängigkeit von Integration in gesellschaftliche, semiotische, künstlerische Polysysteme und Entfaltung der eigenen Vermögen angemessen zu erfassen – eine Aufgabe, die bereits Nietzsche so skizzierte:

»Der Begriff ›Laie‹ ist ein Fehlgriff. Der Taube ist keine Spezies des Guthörigen. Alle Kunst wirkt tonisch, mehrt die Kraft, entzündet die Lust (d.h. das Gefühl der Kraft), regt alle die feineren Erinnerungen des Rausches an – es gibt ein eigenes Gedächtnis, das in solche Zustände hinunterkommt: eine ferne und flüchtige Welt von Sensationen kehrt da zurück.

[...] Der ästhetische Zustand hat einen Überreichtum von Mitteilungsmitteln, zugleich mit einer extremen Empfänglichkeit für Reize und Zeichen. Er ist der Höhepunkt der Mitteilbarkeit und Übertragbarkeit zwischen lebenden Wesen – er ist die Quelle der Sprachen. Die Sprachen haben hier ihren Entstehungsherd: die Tonsprachen so gut als die Gebärden- und Blicksprachen. Das vollere Phänomen ist immer der Anfang: unsere Vermögen sind subtilisiert aus volleren Vermögen. Aber auch heute hört man noch mit den Muskeln, man liest selbst noch mit den Muskeln.

Jede reife Kunst hat eine Fülle Konventionen zur Grundlage: insofern sie Sprache ist. Die Konvention ist die Bedingung der großen Kunst, nicht deren Verhinderung [...] Jede Erhöhung des Lebens steigert die Mitteilungs-Kraft, insgleichen die Verständnis-Kraft des Menschen. Das Sich-Hineinleben in andere Seelen ist ursprünglich nichts Moralische, sondern eine physiologische Reizbarkeit der Suggestion: die »Sympathie« oder was man »Altruismus« nennt, sind bloße Ausgestaltungen jenes zur Geistigkeit gerechneten psychomotorischen Rapports [...]. Man teilt sich

¹⁹ Deshalb habe ich mich in den letzten Jahren einem Cervantes und seinem »wahnsinnigen« Helden, Diderots »fatalen« Gestalten, dem »irrsinnigen« Tyannen Valle-Incláns oder der missachteten »Seherin« bei Christa Wolf zugewandt, weil mit diesen Figuren die Erzähler ihre eigene Praxis thematisieren konnten (s. Bibliographie).

nie Gedanken mit: man teilt sich Bewegungen mit, mimische Zeichen, welche von uns auf Gedanken hin zurückgelesen werden« (Nietzsche 1960: III, 753 f.).

Was Nietzsche »mimische Zeichen« nennt, entspricht dem ursprünglichen, weitesten Mimesisbegriff des Aristoteles, bei dem das Nachahmen der Kinder und das Mimen grundlegend ist (Aristoteles 1959: 1 ff. [1448b]). Das, was nachgemacht wird (enger Mimesisbegriff), ist nicht wichtiger als der Selbst-Entwurf des Nachahmers. Nachahmen, Nachmachen, Mitmachen, komplementär Selbstmachen, gelenkt Erzeugen und Ko-Autor-Werden sind Formen des Lernens, dessen höchste Form der Zugang zu Neuem ist. Bei diesen Formen wird das Ich zum Modell bzw. zum ikonischen Zeichenkörper des Nachgeahmten. Was vom Ich dazu gebraucht wird, ist kaum oder nur radikal zu beantworten, nämlich: alles! Es ist so wie das Begreifen der Hand und das Begreifen logischer Bezüge, das Computer bauen und programmieren lässt. Zugrunde liegt jeweils eine Motivation, sich geeignet zu machen und zu entsprechen (Kloepfer 1988, Popper / Eccles 1982: 241), und die Lust, sich als geeignet zu finden (s. »Funktionslust« bei Bühler 1927). Die Grundlage ästhetischen Genusses ist der Nutzen bei der (An-)Eignung bzw. bei der Selbsterfahrung der Geeignetheit für alles Mögliche. Wenn durch Kunst ein Sinn für etwas gebildet wird, dann ist dies ein freudiges Ereignis, weil damit ein Organ entsteht und eine neue Quelle für Eignungsprozesse. Bewusstsein ist – wie Popper zeigt (Popper / Eccles 1982: 127 u.ö.) – das Organ der Organe. Weil aber die einzelnen Organe hochaktive Problemlöser sind, die gebraucht werden wollen, ist eine der Hauptaufgaben von Kunst, dem zu entsprechen²⁰. Damit sind wir zurückgekommen zur Eingangsdiskussion um die fehlende oder gesteigerte Sinnlichkeit des Erzählens. Es ist evident, dass man im Traum sieht (d.h. dass die entsprechenden Eneervationen tatsächlich stattfinden), dass ein Dirigent, eine Partitur lesend, die Musik hört, dass eine entsprechend erotisch geschriebene Passage erregt oder dass die Spannungen eines Romans verschiedenste Vermögen aktivieren. Der zugrunde liegende Rateinstinkt (Peirce 1967, s. Kloepfer 1990b) bzw. Erkundunginstinkt oder -drang (Popper / Eccles 1982: 175 f.) kann durch jene Sympraxen extrem animiert werden, welche das

²⁰ Poppers Theorie der drei Welten gipfelt in einer Laudatio der Antizipationskraft: »Es ist eine der wichtigsten biologischen Funktionen von Welt 2 (sc. die der psychischen Zustände gegenüber Welt 1 der physischen Fakten und Welt 3 als der der Inhalte des Denkens und der Erzeugungen des menschlichen Geistes), Theorien zu schaffen und bevorstehende Ereignisse geistig vorwegzunehmen; und es ist die wichtigste Funktion von Welt 3, zu ermöglichen, dass diese Theorien widerlegt werden, dass unsere Theorien an unserer Stelle sterben. [...] Unsere Organe sind Problemlöser« (Popper / Eccles 1982: 177). Und wie das Essen die Problemlösung des Hungers und gleichzeitig eine Lust der (An-)Eignung sein kann, so auch bei allem anderen.

Erzählen nutzt (und dies sind linguistische, semiotische oder, über diese vermittelt, alle anderen Verhaltensmöglichkeiten des Menschen).

Wir wollen diesen Gedankengang vorläufig mit zwei Überlegungen abschließen, nämlich zur Subjektivität und zum sympraktischen Widerspruch. Man bedenke eine Kette von Sympraxiselementen, wie die verbale Evokation eines Filmes, der offenbar ein Tableau aufbaut, das auf Malerei der späten Renaissance anspielt, und mit dem eine religiöse Intimität der heiligen Familie für eine hocherotische Liebesszene profaniert wird (mit Anspielung auf Francesca Darimini etc.). Der erzählte Film, das gefilmte Bild, die bebilderte Religiosität tönen medial die Sympraxen. Je vermittelt, desto größer möglicherweise das Angebot zur Selbstbetätigung, Selbstbestimmung und Selbsterfahrung, zum Selbstentwurf. Für das Beispiel wird jede geneigte Leserin und jeder freundliche Leser zugeben, dass etwa das »Hocherotische« jeweils von unterschiedlicher Wirkungskraft sein kann, je nach eigener Geschichte. Gerade dass jedoch der Ko-Autor *sein Gemälde* sieht, *seine Religiosität* angesprochen bekommt, *seine erotischen Erfahrungen* je nach Laune aktivieren darf, bedeutet nicht, dass nicht seine »tonischen« Kräfte bestimmt und gezielt in Bewegung gesetzt würden. Gerade in dem Maß, wie man »interesselos« seine eigene »Investition« tätigen kann, ist der Ertrag gesichert. Die »Schatzanweisung« des Künstlers hat ihre Entsprechung im kulturellen Talent, das entwickelt wurde oder entwickelt werden kann. Die Vielfalt der Vermögen, die aktiviert werden, garantiert insgesamt den Erfolg. Sie ist auch Ursache, dass in der Ko-Autorschaft unterschiedlich tiefe, d.h. zum Motivationszentrum der Person führende Schichten angesprochen werden. Dass der eine Leser dominant über die angebotene Identifikation, ein anderer über Intertextualität, ein dritter vor allem über Neugier angesprochen wird, ist Teil der kompositorischen Absicherung des Wirkungsangebotes. Dieses kann – wie gesagt – auf Einheitlichkeit bzw. gar Geschlossenheit angelegt sein oder auf Offenheit bzw. eine Mischform beider oder eben auf Widersprüchlichkeit.

Diese wurde als Prinzip oft beschrieben. Aristoteles erwähnt das grässlich Schöne eines abgebildeten Leichnams. Er baut seine Poetik um die Kraft des Umschlagens (Peripetie und Entdeckung). Der Zuschauer des Ödipus hofft gleichzeitig mit und fürchtet für den Helden, der – im Gegensatz zum Zuschauer – nicht weiß, dass seine Aufklärung eine Form der Verblendung ist. »Schön« nennt Aristoteles diesen Zusammenfall von Peripetie und Entdeckung am Ende von Sophokles' Drama, weil er den Zuschauer am tiefsten betrifft (Aristoteles 1959: 10 ff. [1452a]). Der Kitzel, der Lachen und Weinen (insbesondere in der Form der Rührung) zugrunde liegt, beruht auf gleichzeitiger Verwirklichung einander entgegengesetzter Sympraxen. Kant charakterisiert Erschütterung als eine Bewegung im Gemüt mit »schnell wechselndem Abstoßen

und Anziehen eben desselben Objects« (Kant 1910: V, 258). Ohne Bewunderung wären Furcht und Mitleid weniger tief. Und Kant begründet seine Theorie des Erhabenen – der man nicht zustimmen muss, wenn man das sympraktisch Prinzipielle von großem Interesse findet – damit, dass hier die größte Form des Umschlagens von Lust in Unlust und zurück in eine neue Lust vorliegt. Dass die völlig verschiedenen Zentren des Gemüts – Einbildungskraft und Vernunft – entgegengesetzt und in Einheit – und beides zusammen ist Harmonie – zur Entfaltung kommen, ist für Kant Zeichen höchsten Wertes (Kant 1910: V, 258).

Welche Spannungen und Widersprüche menschlicher Vermögen zur (An-)Eignung angeboten werden, ist aus dem Blickwinkel einer narrativ orientierten ästhetischen Theorie weniger wichtig als der Nachweis, dass und mit welchen Mitteln dies jeweils historisch geschieht.

Literatur

Althaus, P. et al. (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik, Tübingen ²1980.

Aristoteles: Poetik, Paderborn 1959.

Bachtin, M. bzw. Volosinov, V.N.: Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft, Frankfurt a.M. / Berlin / Wien 1975.

Bachtin, M.: Probleme der Poetik Dostoevskijs, München 1971.

Bachtin, M.: Die Ästhetik des Wortes, hg. v. R. Grüber, Frankfurt a.M. 1979.

Barnouw, J.: »Peirce and Derrida. ›Natural Signs‹ Empirism versus ›Originary Trace‹ Deconstruction«, in: Poetics Today 7, 1986, 73-94.

Barthes, R.: »L'ancienne rhétorique. Aide – Mémoire«, in: Communications 16, 1970, 172-229.

Beisel, I.: Ästhetischer Anspruch und narrative Praxis. Zur Koauthorschaft des Lesers in ausgewählten französischen Romanen des 18. Jahrhunderts (Phil. Diss.), Mannheim 1990.

Beisel, I. / Kalaga, W.: »Interpretant und Sympraxismechanismen«, in: Zeitschrift für Semiotik 1991.

Benveniste, E. : Problèmes de linguistique générale, Paris 1966.

Blumenberg, H. et al. (Hg.): Nachahmung und Illusion (Poetik und Hermeneutik), München 1964.

Bourdieu, P. : La distinction – critique sociale du jugement, Paris 1979.

Bühler, K.: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Stuttgart ²1965 (1. Aufl. 1930).

Bühler, K.: Die Krise der Psychologie, Frankfurt a.M. / Berlin ³1978 (1. Aufl. 1927).

Caruso, P. (Hg.): Conversazioni con Lévi-Strauss, Foucault e Lacan, Mailand 1969, S. 81 f. (Interview mit L.-S.).

Culler, J.: On Deconstruction. Theory and Criticism after Structuralism, Ithaca 1982.

- De Man, P.: *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*, Minneapolis 1982.
- Eco, U.: *Lector in Fabula*, München 1987 (ital. 1979).
- Genette, G. : *Seuils*, Paris 1987 (dt. Paratexte, Frankfurt a.M. 1989).
- Gumbrecht, H.-U.: »Besprechung von W. Iser ›Der Akt des Lesens‹«, in: *Poetica* 9, 1977, S. 522-534.
- Gumbrecht, H.-U. / I. Müller: »Sinnbildung als Sicherung der Lebenswelt. Ein Beitrag zur funktionsgeschichtlichen Situierung der realistischen Literatur am Beispiel von Balzacs Erzählung ›La Bourse‹«, in: Gumbrecht / Stierle / Warning (Hg.), 1980, S. 339-390.
- Gumbrecht, H.-U. / Stierle, K. / Warning, R. (Hg.), *Honoré de Balzac*, München 1980.
- Iser, W.: *Der implizite Leser*, München 1972.
- Iser, W.: *Der Akt des Lesers*, München 1976.
- Jauß, H.R.: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik 1*, München 1977.
- Jolles, A.: *Einfache Formen*, Tübingen 1930.
- Kant's gesammelte Schriften, hg. v. d. Königl. Preuß. (später: Dt.) Ak. d. Wiss., Berlin 1910 ff.
- Kloepfer, R.: *Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente*, München 1975.
- Kloepfer, R.: »Fluchtpunkt ›Rezeption‹. Gemeinsamkeiten szientistischer und hermeneutischer Konzeptionen«, in: Kloepfer, R. (Hg.), *Bildung und Ausbildung in der Romania*, Bd. III, München 1979, S. 621-657.
- Kloepfer, R.: »Dichtung als vermögenswirksames Spiel: Beispiele aus J.L. Borges«, in: Stemmler, T. (Hg.), *Ökonomie. Sprachliche und literarische Aspekte eines zweitausend Jahre alten Begriffs*, Tübingen 1985, S. 143-152.
- Kloepfer, R.: »Der gemischte Schrecken des Erkennens – Sympraxis in Valle-Incláns ›Tirano Banderas‹«, in: De Toro, V. (Hg.), *Festschrift für A. Blüher*, Tübingen 1986, S. 145-164.
- Kloepfer, R.: »Selbstverwirklichung durch Erzählen bei Cervantes«, in: *Iberoamericana* 28/9, 1987, S. 38-55.
- Kloepfer, R.: »Medienästhetik. Polysensitivität, -semiotik und -ästhetik. Ein Versuch«, in: Bohn, R. / Müller, E. / Rainer, R. (Hg.), *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*, Berlin 1988, S. 75-89.
- Kloepfer, R.: »Sympraxis am Beispiel Diderots«, in: Tietzmann, M. (Hg.), *Modelle des literarischen Strukturwandels*, Tübingen 1990 (1990a).
- Kloepfer, R.: »Intuition. Semiotische Anschauung eines Grenzbereichs«, in: Birken-Silverman, G. et al. (Hg.), *Paradigmawechsel in der Romanistik? Beiträge zur sprachlichen, literarischen und kulturellen Vielfalt in den Philologien. Festschrift für Rupprecht Rohr*, Bern 1990 (1990b).

- Kloepfer, R. / Landbeck, H.: Ästhetik der Werbung. Der Fernsehspot in Europa als Symptom neuer Macht, Frankfurt a.M. 1991.
- Kloepfer, R. / Oomen, U.: Sprachliche Konstituenten moderner Dichtung. Entwurf einer deskriptiven Poetik – Rimbaud, Bad Homburg 1979.
- Labov, W. / Waletzky, J.: »Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience«, in: Essays on the Verbal and Visual Arts, Seattle 1967, S. 12-45.
- Lakoff, G. / Johnson, M.: Metaphors We Live By, Chicago / London 1980.
- Nietzsche, F.: Werke in drei Bänden, München ²1960.
- Novalis: Schriften, hg. v. Kluckhohn, P. / Samuel, R., Darmstadt 1977.
- Peirce, C.S.: Schriften, 2 Bde., 1967.
- Popper, K.R. / Eccles, J.C.: Das Ich und sein Gehirn, München 1982 (engl. mit dem deutlicheren Titel The Self and Its Brain – An Argument for Interactionism, Heidelberg / Berlin / London / New York 1977).
- Propp, V.: Morphologie des Zaubermärchens, München 1969.
- Propp, V.: Die historischen Wurzeln des Zaubermärchens, München 1987.
- Sartre, J.-P.: Was ist Literatur, Reinbek 1958.
- Schmidt, S.J. (Hg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt a.M. 1987.
- Shepherd, D.: »The Authority of Meanings and the Meaning of Authority. Some Problems in the Theory of Reading«, in: Poetics Today 7, 1986, S. 129-146.
- Sprinker, M.: »Boundless Context. Problems in Bakhtin's Linguistics«, in: Poetics Today 7, 1986, S. 117-128.
- Todorov, T. (Hg.) / Bachtin, M. : Le principe dialogique, Paris 1981.
- Trabant, J.: Apeliotes oder der Sinn der Sprache, Frankfurt a.M. 1986.
- Volosinov, V.N.: Marxismus und Sprachphilosophie, Berlin 1975.
- Wallace, M.: Recent Theories of Narrative, Ithaca / London 1986.